

Zeitschrift: Neujahrsblatt für Basels Jugend
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 36 (1858)

Artikel: Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

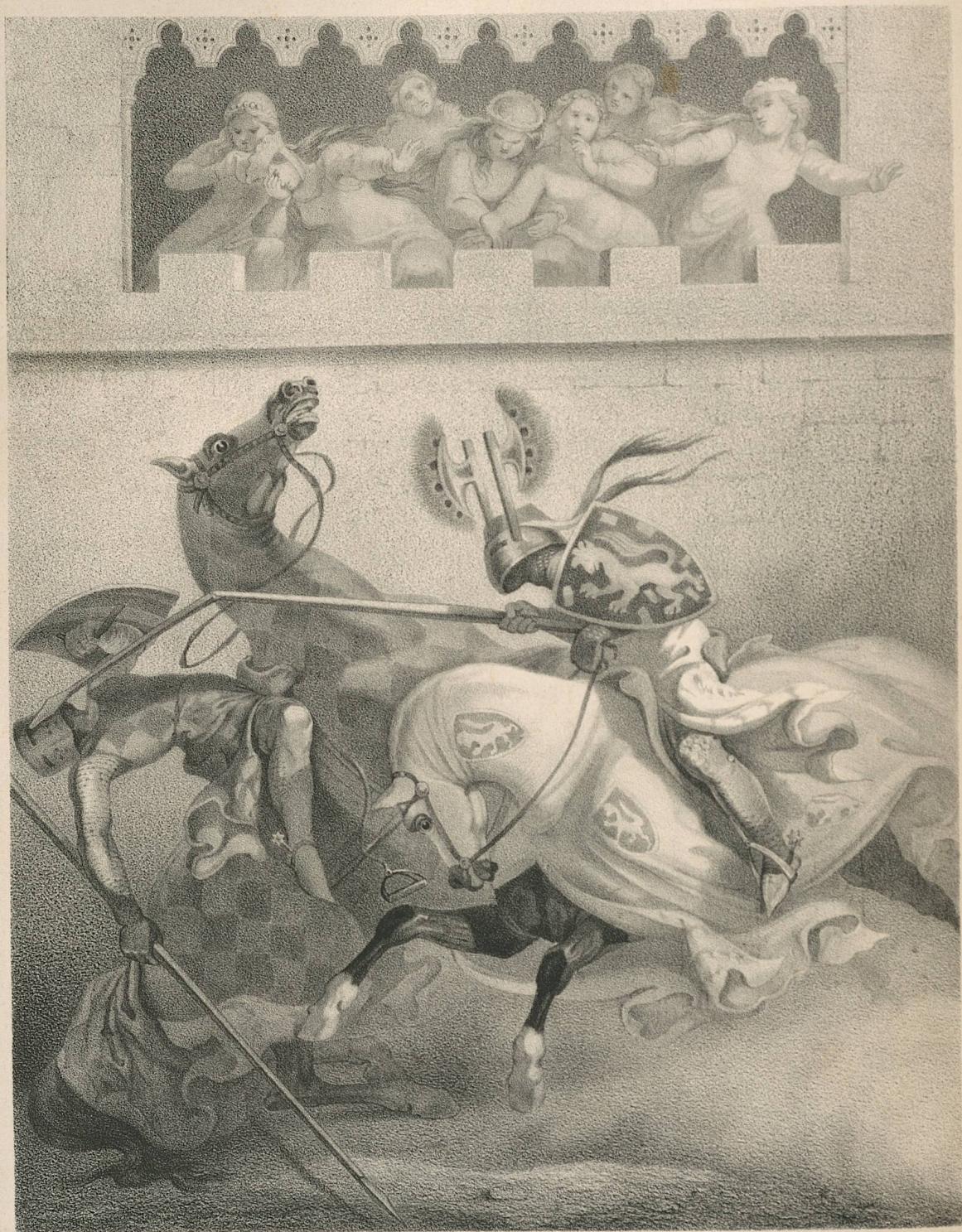
E. J. W. 61. R.
Biblio th. publ.

XXXVI.

Neujahrsblatt.

von Prof. Dr. Wilhelm Wundram.





A. Landerer inv.^t

Lith. v. R. Rey

XXXVI.

Neujahrsblatt

für

G a f e l s S c h u n r a t,

herausgegeben

von

der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen.



Meiss Chünrat von Würzburg.

1858.

Schnellpressendruck von J. J. Mast.



Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.

Aus dem vorigen Neujahrsblatt, meine lieben jungen Leser, habt ihr lernen können, welche eine durchgreifende Änderung der ganze politische Zustand des Deutschen Reichs unter seinem großen Könige Rudolf von Habsburg und zum Theil durch eben diesen selbst erfahren hat: der König war fortan nicht mehr so wie früherhin der Herr von Allen und in Allem; die Fürsten, einst seine Unterthanen und Lehenträger, waren beinah zur Unabhängigkeit und ihnen gegenüber waren auch die Städte des Reichs und der Bischöfe, wie z. B. unser Basel, zu einer stäts anwachsenden Selbständigkeit gelangt. Noch aber lag zwischen der Fürstennacht und dem Bürgerthum ein Drittes mitten inne: es war dieß der Adel. So lange noch der König in seinem Reich mehr bedeutete, bedeuteten auch die vielen nur ihm gehorgenden kleineren Herren mehr, und gelegentlich konnte sich jeder von ihnen bis zu der höchsten Fürstenwürde empor schwingen: jetzt aber, wo die Fürsten ihren Besitz an Land und Leuten für immer befestigt hatten und noch beständig nach Erweiterung desselben strebten, wo auf der anderen Seite die Städte unter ihren Schultheißen und Bürgermeistern sich gleichfalls eine Macht und Herrlichkeit nach Fürstenart errangen, jetzt ward von diesen beiden der Adel wie erdrückt, und er mußte sich entweder noch mehr, als er das schon früher gethan, mußte sich endlich ganz in Abhängigkeit von den großen Landesfürsten begeben oder aber sich in die Städte ziehn und da seine bedrohte Freiheit sichern und eine neue Geltung suchen. Ich kann nun nicht Willens sein euch diese Verhältnisse und Vorgänge des weiteren aus einander zu setzen oder gar, was dann im Grunde doch auch geschehen müßte, die ganze reiche Geschichte des Adels im Mittelalter zu erzählen: es würde damit aus dem Neujahrsblatt ein gelehrtes Buch werden; diejenigen von euch, die vielleicht einmal die Geschichte und das Recht des Vaterlandes studieren, werden die Sache dann schon genauer kennen lernen. Ich will für jetzt nur versuchen euch die beiden Hauptseiten des Lebens

unserer alten Edeln vor Augen zu führen, diejenigen, die wie eine schöne Sage der Vorzeit noch in allgemeiner Erinnerung geblieben sind, von denen auch, wie ihr es selber täglich erfahrt, bei unseren besten Dichtern noch oft und viel die Rede ist, das Ritterthum und die Dichtkunst des Deutschen Mittelalters. Und davon kann gar wohl in diesen Blättern, welche nach und nach die Geschichte Basels vor euch entfalten sollen, und es muß davon hier gesprochen werden: denn Basel hat an dem alten Ritter- und Dichterleben auch seinen Anteil, ja an dem letztern einen sehr bedeutenden Anteil gehabt; und es muß jetzt, nach Rudolf von Habsburg, davon gesprochen werden: denn gerade mit diesem Zeitalter sind wir, auch was das Leben der alten Ritter und Dichter betrifft, zu einem entscheidenden Wendepunkt, an die Neige der Herrlichkeit gelangt, und so ziemt es sich wohl, ehe die Geschichtserzählung weiter eilt, hier noch einmal inne zu halten und einen Rückblick und Abschiedsblick auf das Vorangegangene zu werfen.

Buerst also die Ritterschaft und das Ritterthum. Der Name Ritter will eigentlich und ursprünglich nichts anderes besagen als einen Reiter, bezeichnet jemand, der zu Pferd in den Krieg zieht. Die Kriegsführung zu Pferde erscheint uns aber schon in den frühesten Zeiten der Völker germanischen und celtischen Stammes, bei den Vorfätern der jetzigen Deutschen und Franzosen, als eine Vorliebe und gleichsam das Vorrecht des Adels. Die Edeln der Gallier hießen deshalb insgesamt Ritter, Reiter, equites, und bei den Germanen bestand das oft hochadlige Gefolge jener Fürsten, die ganz nur dem Krieg und von dem Kriege lebten, lediglich aus Reitern, während der gemeine Mann zu Fuß ins Feld rückte. Dieselbe Mischung der Heere mit derselben Standesunterscheidung finden wir dann noch in dem Reiche Karls des Großen wieder: wenn da der Heerbaum d. h. ein Aufgebot des ganzen Volks ergieng, stellten sich nur diejenigen beritten und mit berittenem Gefolge ein, die einen größeren Grundbesitz inne hatten, die eben die Vornehmeren waren, und diese waren denn auch stattlicher mit Schutz- und Trugwaffen ausgerüstet; die Anderen dagegen, die Mehrzahl also, kamen nur als Fußgänger und deshalb auch mit geringerer Bewaffnung. Das änderte sich jedoch allmählich in den Staaten, in welche bald nach Karl das Karolingerreich zerfiel, in Deutschland schon mit Arnulf, noch entschiedener mit Heinrich I., jenem großen Könige, der so siegreich die Ungern zurückgeschlagen hat. Die Ungern damals, wie eigentlich noch heut ihre Nachkommen, waren ganz ein Reitervolk: Heinrich, um ihnen mit Erfolg zu widerstehen, mußte ihnen gleichfalls Reiterei, vornehmlich Reiterei entgegenstellen: damit gewann er es. Von der Zeit an für lange Zeiten wurden alle Reichskriege der Deutschen und wurden

ebenso alle Kriege der französischen Könige fast nur mit Reiterei geführt, und man konnte sich bald so wenig mehr eine andere Kriegsführung denken, daß man das ganze Mittelalter hindurch die Ritter auf Lateinisch mit einem Worte benannt hat, welches eigentlich jeden Krieger bezeichnet, mit dem Worte miles. Aber auch so blieb der Kriegsdienst zu Pferde ein Merkmal des Adels; ja er ward es jezo noch viel mehr, als er es schon vordem gewesen, und zog und befestigte die Standesschranken zwischen dem Adel und dem niedereren Volk auf eine Weise, die für das letztere nun erst recht empfindlich ward. Denn der ärmere Freie, der kein Roß zu unterhalten und sich nicht die kostbare Reiterrüstung zu beschaffen vermochte, dem es auch an Muße gebrach um sich und das Pferd für den Krieg zu üben, ward deshalb nun nicht bloß der Wehrpflicht überhoben, es ward ihm auch das Wehrrecht benommen, und er mußte dem adlichen Herrn, der die Mannschaft seines Landbezirkes ins Feld führte, als Beisteuer an die Kosten, als Dank für den Schutz und gleichsam als Loskaufssumme Abgaben zahlen: daraus aber erwuchs unvermerkt noch allerlei weitere Unterthänigkeit. Um so größeren Vortheil brachte die neue Ordnung der Dinge den so genannten Dienstmannen oder Ministerialen, Leuten, die nicht einmal zu den Freien gehörten, die ihr adlicher Herr verkaufen und vertauschen und verschenken durfte, die aber nur Dienste höherer Art um dessen Person zu leisten hatten und so auch verpflichtet waren, wenn es zu Felde gieng, geharnischt und zu Roß sein Gefolge zu bilden: mit dieser Pflicht aber übten sie ein Recht aus, das sonst dem Adel vorbehalten war, es fiel auf sie, die Unfreien, ein Schein der Adlichkeit, und wirklich drängten sie sich in den Stand der Edlen ein. Zwar ward ihnen da nur eine Stufe ganz zu unterst, nur der s. g. niedere Adel eingeräumt: das hinderte sie jedoch nicht denjenigen Freien, denen die Wehrpflicht und das Wehrrecht abging, mit Anmaßung und, wo sie konnten, mit drückender Härte zu begegnen. Emporkommende zeigen überall den größten Hochmuth.

Nun herrschte aber im Mittelalter, und es gehört das mit zu dessen bezeichnenden Eigenthümlichkeiten, ein Hang und Drang Alles im Leben verbindungsweise zu gestalten und zu ordnen, jedes Standes- und Berufsverhältniß mit scharfbestimmten Grenzen zu umziehn und es durch feste Formen und Gebräuche von dem Stand und Beruf der Übrigen abzusondern, kurz, was man mit einem gelehrten Ausdrucke den Hang zu corporativer Gliederung nennt. Als noch die Geistlichkeit den obersten Rang inne hatte, weil alle Bildung und Gesittung des Volkes von ihr ausgieng, ward auch das Leben in Kirche und Kloster und Schule auf das genaueste corporativ gegliedert; als vom dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert an das städtische Gewerb in den Vordergrund trat, suchte und fand es seine Sicherung in

den Schranken des Kunstwesens: ebenso, als nun, zwischen Geistlichkeit und Bürgern der Zeit nach mitten inne, sich der Adel neu emporgeschwungen und durch Aufnahme der Dienstmannschaft in seine Reihen sich noch verstärkt hatte, wuchs alsbald auch er in eine corporative Form hinein: der Adel ward zur Ritterschaft, sein kriegerisches Leben zum Ritterthum. Das aber vollendete seine Macht und Bedeutung. So lange die Edlen nur noch Reiter waren, waren sie auch mit ihrem Roß und mit Schild und Speer noch ganz von den Befehlen des Königs oder ihres näheren Herrn abhängig gewesen: nun, seitdem aus ihnen Ritter geworden, waren sie um ein gutes Stück selbständiger, und die Rechte und Pflichten der Ritterschaft giengen für sie allem Übrigen voran. Als Reiter hatten sie ihrem Herrn gedient: als Ritter dienten sie dem geheiligten Zeichen ihres Standes und Berufs, dem Schilde, und schiltes ambet d. h. Schildesdienst ist im Deutschen des Mittelalters so viel als Ritterthum.

Natürlich hat sich auch diese Sache nicht auf einmal so gemacht: sie ist, ebenwie späterhin das Kunstwesen, nur mit Allmählichkeit und Schritt für Schritt entstanden; jedesfalls aber hat sie ihre bestimmtere Ausbildung zuvor der Adel Frankreichs und dann erst auch in Deutschland gefunden. Die Anfänge und Grundlegungen dazu fallen in jene hochbewegte Zeit, wo begeisterungsvoll die Fürsten und Edeln der westeuropäischen Christenheit auf gewappneter Pilgerfahrt gen Osten zogen um die heilige Stadt Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen. Schon von vorn herein nahmen hier die Krieger, und alle zusammen, der Geringste und Ärmste wie der Kaiser selbst, eine ganz andere Stellung ein als sonst im Leben. Denn hier diente keiner einem irdischen, alle dienten hier einem und demselben himmlischen Herrn, und von diesem ward der Lohn dafür erwartet; es war ein Reichskrieg Gottes, und darum waren auch alle nur Gottes Ritter. Hiezu kam dann noch, daß sich auf Anlaß eben dieser Kreuzzüge die edlen Krieger verschiedentlich in geistliche Orden zusammenhaten, in fromme Verbrüderungen nach Art der Mönchsorden und auch mit der Verpflichtung zu ehelosem Leben, deren Aufgabe jedoch nicht eine klösterliche Absonderung von der Welt, sondern die Pflege der Kranken, die Beschützung der Pilger, die wehrhafte Vertheidigung und Ausbreitung des Glaubens war. So zuerst, im Jahr 1110, der Orden der Tempelherren, 1120 der Johanniterorden, 1190 der Orden der Deutschen Ritter, und andere mehr. Es kann euch anderswo ausführlicher erzählt werden, wie all diese Verbrüderungen, nachdem sie ursprünglich im Heiligen Lande und zunächst nur für dessen Bedürfnisse gestiftet worden, sich nach und nach über die ganze Christenheit ausgebreitet und vielfach die Herrschaft über Land und Leute erworben haben, so daß z. B. aus dem Besitz, den der Deutsche

Orden an der Ostsee inne hatte, allmählich sogar ein Königreich, das Königreich Preußen, hat hervorgehn können. Auch hier in Basel sind zwei dieser Orden, eben der Deutsche und der der Johamiter, ansässig gewesen, der erstere am S. Alban-Schwiebbogen, der letztere am S. Johannsthör: das Deutsche Haus und der Ritterhof und die Rittergasse, das S. Johannsthör und die S. Johannsvorstadt tragen davon noch den Namen.

Jener geistliche Kriegsdienst aller Edlen und diese einzelnen Ordensverbrüderungen derselben hatten nun zur Folge, daß alsbald und schon seit Beginn des zwölften Jahrhunderts sich die edle Kriegerschaft überhaupt und auch der zahlreichere weltliche Theil derselben, daß sich also die Ritter sämmtlich als einen einzigen großen Orden, als eine Corporation betrachteten, in die ein jeder einzutreten berechtigt war, den Stand und Besitzthum zu der Führung ritterlicher Waffen verpflichteten, in die er jedoch nur dann eintreten durfte, wenn er sich zu der Waffenführung genügend befähigt hatte, in die er auch nur unter Beobachtung gewisser feierlicher Förmlichkeiten eintrat. Nun erst machten die Ritter recht eigentlich einen Stand aus, und es ward eine Ehre den Ritternamen zu tragen: erst mit ihm schien dem Adel, den man schon von Geburt, und schien der Begüterung, die man durch Erbschaft oder als Lehen eines vornehmeren Herrn besaß, ein Siegel der Bestätigung aufgedrückt. Selbst Könige geizten nun nach dieser Ehre: wie viel mehr mußte an ihr den niedriger stehenden gelegen sein, denjenigen zum Beispiel, die bei edler Geburt doch kein wirklich eigenes Land, sondern nur Lehen hatten, durch welche sie zum Dienst im Kriege verpflichtet waren, eben deshalb so genannte Ritterlehen; wie viel mehr noch jenen Emporkömmlingen, den eigentlich unfreien Dienstmännchen! Denn nun, wo die gemeinsame Ritterwürde sie mit den Reichsten und Mächtigsten und Edelsten in eine Linie stellte, durften sie sich erst recht gehoben fühlen, und es that ihnen wohl, daß man sie, die doch nichts als Diener waren, gleichfalls im Umgang Herrn betitelte, sobald sie nur die Ritterwürde empfangen, und Junker d. h. junge Herrn, solange sie dieselbe noch nicht empfangen hatten, mochten sie auch darüber alt und grau werden. Natürlich machten diese Lehensritter und ritterlichen Dienstleute den weit überwiegend größeren Theil der Ritterschaft aus: sie hießen denn auch kurzweg Ritter, während ein Herzog oder Graf, auch wenn er zugleich Ritter war, darum doch den Herzogs- oder Grafentitel nicht verlor noch aufgab. Auch in den alten Rechts- und Geschichtsbüchern unseres Basel ist öfters so von den Rittern hier die Rede: es sind das zunächst die ritterlichen, zur Ritterwürde berechtigten Dienstleute des Bischofs, die Marschälle, die Reichen, die von Eptingen, von Schönau, von Bärenfels u. s. w., die in der Stadt, an dem Hofsitz ihres Herrn, auch ihre Höfe und außerhalb, aber wiederum auf bischöflichem Grund und Boden, ihre Schlösser

hatten. Freie Lehnsträger des Bischofs, die ebenso in der Stadt haushäblich gewesen, gab es weniger: deren waren z. B. die Herrn von Ramstein im Ramsteiner Hof.

Wäre es am Ort, so würde ich hier, wo einmal von den Basler Dienstmannen die Rede ist, euch noch von den verschiedenen Ämtern, die sie bekleidet haben, also von dem Marschall, dem Kämmerer, dem Truchsess, dem Schenken, dem Küchenmeister des Bischofs erzählen sowie von ihren übrigen Pflichten und Rechten gegenüber dem Herren und der Stadt, auch von ihren Gesellschaftshäusern oder Stuben, deren vornehmere die zur Mücke oben am Schlüsselberg war, von den Parteien der Sternen und der Psitticher und Anderem der Art mehr. Aber wir sollen hier nicht von allem, was überhaupt den Adel und den Adel Basels angeht, sondern bloß von dem Ritterthum, von der Ritterwürde des Adels sprechen.

Diese so gesuchte, so werthvolle Würde musste, wie gesagt, erworben, es musste die Be-fähigung dazu erlangt und dargethan und sie musste förmlich und feierlich verliehen werden. Das lag schon in der ganzen vorher berührten corporativen Richtung der Zeit und ward noch besonders durch das Vorbild dessen gefordert, was in dem Leben der Geistlichen und Gelehrten Sitte war: der junge Edle musste um sich für die Ritterwürde vorzubereiten ebenso erst über einige niedere Stufen gehn, wie man auch in der Kirche erst stufenweise zum Priester-namen, auf den Universitäten erst nach und nach zu dem eines Doctors gelangte. Um meisten aber mochte hier das Beispiel jener halb geistlichen Orden wirken: ist doch von diesen in das weltliche Ritterthum, wenigstens wie es gemeint war, wie es sein sollte, auch ein sehr ernst-haft religiöser Sinn gekommen. Wir werden gleich nachher ausführlich vernehmen, was ein Jüngling, der Ritter ward, geloben musste: er gelobte da nicht bloß Tapferkeit, sondern auch Gottesfurcht und die Werke des Glaubens und der Liebe. Ganz in derselben Weise hat die Zünfte des Mittelalters außer dem Band des gemeinsamen Handwerks und der geregelten Ordnung im Aufsteigen vom Lehrling zum Gesellen und zum Meister vorzüglich noch die gemeinsame Übung gottesdienstlicher Handlungen zusammengehalten und sie in sich und gegen außen stark gemacht.

Die Ordnung nun für das Aufsteigen zur Ritterwürde ist zuerst und zumeist in Frank-reich und ist da auf eine sehr umständliche Art festgestellt worden. Aber die rechte Umständ-lichkeit kam auch da erst gegen Ende des Mittelalters, als der wahrhaft ritterliche Geist bereits entwichen war und man meinte durch allerhand Förmlichkeiten ihn noch festhalten und zurückzubringen zu können, als man auch schon das Zunftwesen der Bürger mit seinen Förmlichkeiten zur Nachahmung vor sich hatte. In der früheren und besseren Zeit und gar in Deutschland zeigt sich eigentlich nur, durch große Hauptmerkmale unterschieden, der Ge-

gensatz des dienenden Knaben und Knappe und des selbständigen Ritters; der junge Edle musste zuerst Knabe, dann Knappe oder Knecht sein um zuletzt Ritter zu werden.

Nach dem Gebranche der Vorzeit waren die Söhne mit Vollendung des siebenten Jahres aus der näheren Fürsorge und Zucht der Mutter entlassen, und wer sich Gelehrsamkeit erwerben wollte, trat nun in die Schule, wer ein Handwerk erlernen, bei dem Lehrmeister ein: junge Edle aber, falls man sie nicht eben den gelehrtten Weg des geistlichen Standes wollte betreten lassen, hatten von jetzt an dem Vater und noch öfter einem anderen Herrn, in dessen Haus, an dessen Hof man sie that, zu dienen, mussten als Knaben oder Edelknaben im Schlafgemach und bei Tisch und sonst in Gesellschaft aufwarten um sich die feinere Sitte des Adels und der Höfe anzueignen. So bis zum fünfzehnten Jahre, und je näher der Knabe demselben rückte, desto wichtiger und häufiger wurden nun für ihn auch die mancherlei Spiele, durch welche er und seine Genossen in den freien Stunden, die ihr Dienst ihnen ließ, die jungen Leiber schmeidigten und stärkten und auf die ernstere Handhabung der Waffe übten. Um die Vorschule ritterlicher Bildung, welche mit dem allem eröffnet war, durchzumachen wurden selbst Fürsten- und Königssöhne an auswärtige Höfe verschickt, und es gab Höfe, deren Leben für besonders bildend galt, an denen es deshalb von Edelknaben wimmelte, wie an berühmten Universitäten von Studenten, an denen man auch für die Jugend eigene Zuchtmeister, gleichsam Professoren hielt.

Mit dem Eintritt in das fünfzehnte Jahr ward der Knabe ein Knappe (eigentlich dasselbe Wort als Knabe, nur härter ausgesprochen), ein Knappe oder Knecht oder Edelknecht, und diese höhere Stufe brachte ihn schon bis in die unmittelbare Nähe des Ritterthumes selbst: denn nunmehr diente er seinem Herrn auch in Turnier und Krieg und lernte dabei nicht bloß als Diener und nicht bloß im Spiel mit Pferd und Waffen umgehn, sondern sie gelegentlich selbst auch und im Ernst brauchen: es ward ihm der Anlaß seine Waffenfähigkeit zu erweisen. Wer nun, sobald diese Lehr- und Dienststufe abgethan war, nicht allogleich in den Stand der Ritter übertrat, blieb auch fortan nur ein Knappe; möchte er von noch so vornehmer Geburt und vielleicht der regierende Herr von noch so viel Rittern sein, dem ritterlichen Stande gegenüber besaß er nur Knappenrang und Knappenrecht. Gewöhnlich aber dauerte es damit nicht so lange: in der Regel ward gleich nach Beendigung der Knappendienstzeit zur Erwerbung und Ertheilung der Ritterwürde fortgeschritten; sie war aber, gleichfalls der Regel nach, beendigt mit dem zwanzigsten Altersjahr.

Bei den Germanen, wenn da einer das zwanzigste Jahr und damit das Knabenalter zurückgelegt hatte (denn bei den Germanen war man noch bis zu diesem Jahr ein Knabe),

ward er auf die Art für mündig und nun erst eigentlich für ein Glied seines Volkes erklärt, daß ihm sein Vater oder ein Verwandter des Hauses oder ein angesehener Kriegsfürst vor dem versammelten Volke Schild und Speer überreichte: ganz dieser germanischen Wehrhaftmachung ähnlich verfuhr man im Mittelalter, wenn jemand nach Zurücklegung der Knaben- und Knappenzeit zum Ritter ward. Die Hauptache war auch hier die Ausrüstung des edelen Jünglings mit den Waffen seines Standes, nur daß diese Ausrüstung jetzt allerdings reichlicher und kostbarer war als einst in der Germanenzeit, daß er auch mit Helm und Harnisch bekleidet und ihm (denn der Ritter war ja ein Reiter) der Reitersporn an den Fuß geschnallt ward; wo man Aufwand treiben möchte, waren die Sporen von Gold. Schwert und Speer und Helm und Sporn, das alles war ihm zwar nichts neues; er hatte sie schon als Knappe genugsam in Händen und auch an dem Leib gehabt und damit gekämpft, da aber nur als Diener und Lehrling eines Andern: jetzt begann er sie aus eigenem Recht zu führen; des Dienstes und der Lehre war er jetzt enthoben. Unter den Handwerkern nun war es vor Zeiten und ist es, wo noch die alten Gebräuche gelten, hie und da wohl heut noch üblich, daß dem Lehrlinge, der Geselle wird, der Altgesell eine Ohrfeige giebt, und ebenso gab man im alten Rom dem Scelaven, welcher freigelassen ward, mit einem Stabe einen Schlag aufs Haupt oder mit der Hand eine Maulschelle: eins wie das andre zum eindrücklichen Zeichen, daß die böse Zeit nun zu Ende sei und eine bessere beginne: der Lehrjunge, der Scelave wird als solcher noch einmal, aber nun zum letzten Mal geschlagen. Ebensoch ein Schlag, von Seiten eines älteren, durch Rang oder Tapferkeit ausgezeichneten Ritters oder wohl auch eines Geistlichen von Stande oder einer vornehmen Frau, ein Schlag ebenfalls mit der Hand oder späterhin mit der flachen Klinge des Schwertes auf Hals oder Achsel begleitete die ritterliche Wehrhaftmachung eines Knappen: daher denn das Wort Ritterschlag, der in neuerer Zeit übliche Name dieser Wehrhaftmachung; im Mittelalter selbst sagte man Schwertleite, weil eigentlich nun erst der Jüngling das Schwert zu leiten d. h. zu führen begann. Die Überreichung und Anlegung der Waffen und der Sporen und der Schlag an den Hals, das waren die Dinge, die an dem neuen Ritter geschahen: er selbst that aber auch bei der Feierlichkeit das Seinige, und was er that, das gab derselben ihre religiöse Bedeutung und drückte den höheren heiligen Sinn aus, in welchem die Zeit das ganze Ritterthum verstand. Abends vor der Schwertleite (in Frankreich wenigstens und in England war das so gebräuchlich) reinigten sie ihren Leib durch ein Bad und das Gewissen durch Beichtung ihrer Sünden; die Nacht sodann verwachteten sie betend in einer Kirche; endlich unmittelbar vor jenem sinnbildlichen Schlag legten sie knieend das Gelübde ihres neuen Standes ab: dieser letzte und

Haupttheil aber der ganzen Handlung pflegte auch in einer Kirche vor sich zu gehn, so daß sich unmittelbar und noch an dem gleichen Ort eine feierlich gelesene Messe damit verbinden ließ. Den Inhalt dieses Gelübdes und noch manch anderen zu dem Bild einer Schwertleite gehörigen Zug lernen wir am besten aus der Darstellung kennen, die uns ein alter lateinisch schreibender Chronist von der Schwertleite des eben zum deutschen König gewählten Grafen Wilhelm von Holland giebt; die Feierlichkeit fand zu Köln im J. 1247 statt, als Wilhelm gerade zwanzig Jahre zählte. „Weil dieser Jungling zur Zeit seiner Wahl noch Knappe war, so ward mit Eile alles Nöthige vorbereitet, damit er nach dem Brauch der christlichen Kaiser Ritter würde, bevor er zu Aachen die Königskrone empfinge. Und nachdem die Vorbereitungen alle vollendet, ward in der Kirche nach Verlesung des Evangeliums der Messe der vorbenannte Knappe Wilhelm von dem Könige von Böhmen vor den Cardinal (Petrus Capucius, Gesandten Papst Innocenz IV) geführt, wobei der König also sprach: „Euren Hochwürden, holdseliger Vater, stellen wir diesen gewählten Knappen vor, demüthigst bittend, eure Väterlichkeit wolle sein Gelübbe empfangen, auf daß er würdiglich in unsre ritterliche Genossenschaft könne aufgenommen werden.“ Der Herr Cardinal aber, der in priesterlichem Schmucke da stand, sprach zu dem Knappen mit Bezug auf die einzelnen Laute des Wortes miles d. i. Ritter: „Ein jeglicher, der Ritter sein will, muß großherzig, edel, überfließend, ausgezeichnet und wacker sein (magnanimus, ingenuus, largitius, egregius, strenuus: die Anfangslaute sind die fünf Buchstaben des Wortes miles) und zwar großherzig in Widerwärtigkeit, edel an Geschlecht, überfließend von Ehre, ausgezeichnet durch Höflichkeit und wacker in männlicher Tugend. Aber, bevor du das Gelübbe ablegst, vernimm mit reiflicher Überlegung das Gebot der Regel. Das also ist die Regel des Ritterstandes: zuvörderst mit demüthiger Andacht des Leidens Christi täglich eine Messe zu hören, für den Glauben fühllich das Leben auszusetzen, die heilige Kirche und deren Diener von allen, die ihr Gewalt anthun, zu befreien, Wittwen und Waisen in ihrer Noth zu schützen, ungerechte Kriege zu vermeiden, unrechten Sold auszuschlagen, für die Rettung jegliches Unschuldigen einen Zweikampf einzugehn, Turniere nur der ritterlichen Neigung wegen zu besuchen, dem Römischen Kaiser in weltlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen, das Reichsgut unangetastet in seinem Bestand zu lassen, die Lehen des Reichs nicht zu entfremden und vor Gott und Menschen unsträflich in dieser Welt zu wandeln. Wenn du diese Gebote der ritterlichen Regel demüthig bewahrest und deines Theils mit Eifer erfüllst, so sei gewiß, daß du zeitliche Ehre hier auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe im Himmel erwerben wirst.“ Hierauf legte der Herr Cardinal die Hände des Knappen gefaltet auf das Meßbuch über das gelesene Evangelium

und sprach: „Willst du also die Ritterwürde im Namen Gottes demüthig empfangen und die Regel, welche dir Wort für Wort vorgelegt worden, nach Kräften halten?“ Der Knappe antwortete: „Ja.“ Sofort übergab der Herr Cardinal dem Knappen nachstehendes Gelöbniß, und der Knappe las dasselbe vor Allen ab, also: „Ich, Wilhelm, Graf von Holland, des heiligen Reiches freier Lehensmann, gelobe eidlich die Beobachtung der ritterlichen Regel, in Beisein des Herren Peter, Cardinal-Diacons und Legaten des apostolischen Stuhles, bei dem heiligen Evangelium, das ich mit der Hand berühre.“ Worauf der Cardinal: „Dies demüthige Gelöbniß sei der wahre Ablauf deiner Sünden. Amen.“ Nachdem dieses also gesprochen worden, schlug der König von Böhmen den neuen Ritter an den Hals und sprach: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes ordne ich dich zum Ritter und nehme dich mit Glückwunsch in unsre Genossenschaft auf: aber gedenke, wie der Heiland der Welt vor Hannas, dem Hohenpriester, für dich geschlagen und vor Pilatus ist verspottet und gegeißelt und mit Dornen gekrönet worden, vor dem Könige Herodes mit einem Mantel bekleidet und verhöhnt und vor allem Volke nackt und wund gekreuzigt; an dessen Schmach zu gedenken ich dich bitte, dessen Kreuz auf dich zu nehmen ich dir rathe, dessen Tod zu rächen ich dich ermahne.“ Nachdem so Alles feierlich vollzogen und auch die Messe gelesen war, rannte der neue Ritter unter dem Schall der Posaunen und Pauken und Trommeten dreimal im Lanzenspiel gegen den Sohn des Königes von Böhmen und machte darauf mit blinkenden Schwertern einen Turnierkampf, und mit großem Aufwande feierte er drei Tage lang ein Hoffest.“

So weit der Chronist. Es schloß sich also an die kirchliche Feier des Ritterschlags noch eine mehrtägige Reihe von Feierlichkeiten an: auch sonst, wo ein Knappe von so hoher Geburt war, begieng man so die Schwertleite auf das herrlichste oder verlegte dieselbe geflissentlich auf einen Tag, der für sich schon eine hochfestliche Bedeutung hatte. Und oft ward der Glanz und die freudige Bewegung dadurch noch gesteigert, daß zugleich mit einem Fürstensohn eine große Anzahl anderer Jünglinge das Schwert empfiegen, die vielleicht seine Verwandten oder als die Gespielen seiner Knaben- und Knappenzeit mit ihm erwachsen und erzogen waren. Bei den Ritterschlägen zum Beispiel, von denen uns die alten Dichter Gottfried von Straßburg in seinem Tristan und Konrad von Würzburg in seinem Engelhard erzählen, kommen solcher Genossen des Ritterschlags je dreizig, im Nibelungenlied bei dem Ritterschlage Siegfrieds ihrer sogar vierhundert vor. Die gefeiertste Schwertleite jedoch, welche Deutschland, ja die Welt jemals gesehen, war die König Heinrichs und seines Bruders Herzog Friedrichs von Schwaben, zu Mainz in den Pfingsttagen des J. 1184: zu den Festen, die bei dem Anlaß ihr Vater, Kaiser Friedrich der Rothbart, veranstaltete, strömten die Gäste

aus Deutschland selbst, aus Italien, aus Frankreich, aus England, sogar aus Spanien her zusammen, Gäste sowohl geistlichen als weltlichen Standes: man zählte dabei an 40,000 Ritter; Allen fiel von der Freude des kaiserlichen Vaters und seiner Söhne ein Theil der Mitfreude zu, und noch den späten Geschlechtern haben deutsche und französische Dichter bewunderungsvoll von der Pracht und Lust der Schwertleite zu Mainz verkündigt. Nicht minder bedeutsam und gewissermaßen noch großartiger war es aber, wenn ein Ritterschlag in den ernsten Augenblicken vor dem nahen Beginn einer Schlacht, wenn er auf demselben Felde vollzogen ward, auf dem alsbald die ritterliche Tapferkeit bewährt und die neue Ehre des Ritternamens vielleicht schon mit dem Tod sollte besiegt werden. Beispiele davon aus der Schweizergeschichte wißt ihr alle selbst: der Schlacht von Sempach ist auf österreichischer, der von Murten auf Seite der Eidgenossen solch ein Ritterschlag unter Gottes freiem Himmel vorangegangen.

Die Schlacht von Sempach im J. 1386, die Schlacht von Murten im J. 1476: mit Nennung dieser Namen und Zahlen haben wir eigentlich das Gebiet schon weit im Rücken, auf dem sich unsere Darstellung bisher bewegt hat, das Gebiet des noch in frischen Ehren blühenden Ritterthums. Bis nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war es den Rittern meist noch Ernst mit jenem Gelübde, das wir aus dem Munde König Wilhelms vernommen haben; sie wußten sich etwas damit, daß zwei der angesehensten Heiligen, dieselben, die wahrscheinlich in Bezug auf Basels Ritterschaft vorn an unserem Münster abgebildet stehn, daß also S. Georg und S. Martin ritterliche Heilige und die einzigen sind, die man auch als Ritter zu Pferde darstellt; sie erwählten S. Georg zum Schutzpatron aller Ritterschaft und nahmen sich an ihm ein Vorbild der Tapferkeit, an S. Martinus ein Vorbild der Milde, an beiden ein Vorbild christlich frommen Sinnes. Als aber „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ kam, da und von da an je mehr und mehr verfiel das Ritterthum in sich selbst und mußte es verfallen. In dieser Verwirrung aller Dinge ward auch der Adel und namentlich er von Verwilderung der Sitte und von Verarmung betroffen: inmitten des zwiefachen Druckes, den die wachsende Macht hier der Fürsten und dort der Städte auf ihn ausübte, schwanden sein Ansehen und seine Besitzthümer in Bedeutungslosigkeit und bald in ein Nichts dahin. So arm aber auch ein Edler war, sein Stand erlaubte ihm einmal nicht in einem bürgerlichen Gewerbe seinen Lebensunterhalt zu suchen, und so viel er auch Kinder hatte, sie erbten alle seinen Stand und damit die Armut und Nahrungslosigkeit; es kam vor, daß auf einem und demselben Schloßlein ein halbes Dutzend von Brüdern und Schwestern, auf einem in Schwaben ihrer fünf mit hundert Kindern zusammenwohnen und sich in die paar Wohngemächer und Thürme und den armeligen Ertrag einiger Ackerlein, so gut

es angieeng, theilen müßten. Da durfte es ihnen wohl auch schwer werden, daß Ritter- gelübde in allen Stücken zu bewahren: da suchten sie um vielleicht so zu etwas zu gelangen Händel mit anderen Edeln und befehdeten Fürsten und Städte; da wurden sie Raubritter und fiengen und plünderten den Kaufmann und den Pilger, der an ihrem Schlosse vorüberzog. Nun, ihr habt davon alle schon viel gelesen und gehört; ihr wißt auch, zum Theil aus dem vorigen Neujahrssblatt, wie Könige und Fürsten und Städte Alles gethan um solchem Unwesen zu steuern: hat doch die rüstige Mannschaft Basels im J. 1303 das Schloß Ramstein und binnen zehn Wochen noch fünf andere Schlösser eingenommen und zerstört und Rudolf von Habsburg bloß in Thüringen nicht weniger als 66 Raubschlösser brechen lassen. Andre Könige suchten dem Übel schon vorzubeugen, indem sie innerhalb eines gewissen Umkreises um die Städte die Anlage neuer Burgen untersagten; den Baslern aber sprang Gott selber bei und warf durch das Erdbeben des J. 1356 die Häuser der Edeln ringsum nieder. Indessen das alles half doch mir vorübergehend, nicht für die Dauer, nicht gründlich: noch mehr als zwei Jahrhunderte nach Rudolf von Habsburg war wiederum Maximilian I genöthigt unter dem raub- und fehdesüchtigen Adel aufzuräumen. Ihm gelang es damit besser, ihm aber auch nur, weil inzwischen noch manches andre geschehen war, was den Adel vollends um seine ehemalige Bedeutung brachte. Er war schon lange nicht mehr der einzige Kriegerstand des Reiches, und schon lange nicht mehr wurden die Kriege so ausschließlich oder auch nur überwiegend mit Reiterei geführt: das steigende Aufkommen der Städte, die neue Freiheit unserer Eidgenossenschaft stellten auch die Wehrhaftigkeit der Bürger und der Bauern wieder her, und diese, ärmer oder verwegener, rückten eher zu Fuß auf den Feind; bereits in den Kriegen zwischen den Gegenkönigen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oestreich kämpfte Fußvolk bis auf 20,000 Mann mit, Fußvolk schlug bei Sempach die Ritter Herzog Leopolds darnieder, und zuletzt, ein Jahrhundert nachher, machte das Fußvolk der Landsknechte sogar den Kern des deutschen Reichsheeres aus. Dazu noch der neue Gebrauch des Schießpulvers, das für den Krieger zu Fuß ebenso leicht und mit Vortheil anzuwenden als für den Reiter unbequem war, das den Werth der persönlichen Tapferkeit des Einzelnen, die von dem Reiter voraus gefordert wird, sehr verringerte und an deren Stelle die Wirkung mit großen Truppenmassen setzte, wie sie nur durch Fußvolk zu erreichen ist, das endlich jedesfalls eine ganz andere Art der Bewaffnung mit sich führte, als die bisher der Schutz und Trutz des adlichen Kriegers gewesen war: sein Speer mit dem bunten Fahnelein, sein Schild mit dem Wappenzeichen fiel dahin, und anstatt ihrer spielten Büchsen und Karthaunen.

Speer und Schild fielen dahin und die Ritterschaft und das Ritterthum selbst. Nicht, daß die Adlichen das gemerkt und verstanden und sich mit Weisheit in die neue Zeit geschickt hätten: sie meinten das Ritterthum immer noch zu haben, wenn sie nur mit den Formen desselben, mit den leeren Förmlichkeiten recht prunkten und tändelten. Ja, als wäre es an der einen großen Ritterschaft nicht genug, kam es nun, schon mit dem vierzehnten Jahrhundert auf, daß von Königen und Fürsten noch ein besonderer Ritterorden nach dem andern gestiftet ward, dessen Zeichen nicht etwa die blanke oder von dem Feind zerhauene Waffe, sondern irgend ein am Gewand oder um den Hals oder wie der englische Hosenbandorden um das Knie getragenes Kleinod war, und in den nur Eintritt fand, wen die Kunst des Fürsten berief und ein alter, durch Münzheirath unbesleckter Adel dazu befähigte. Noch jetzt giebt es dergleichen Ordenskreuze und Ordenssterne und Ordensbänder in fast allen Staaten, und nur Republiken wie die unsrige wissen davon nichts: aber jetzt werden sie massenweise auch an solche gegeben, die nicht vom Adel, und zuweilen an solche sogar, die nicht einmal Christen sind. Was hätten unsre alten Ritter dazu gesagt? Etwas der Art haben sie freilich selbst schon erleben müssen, ein Zeichen mehr, wie es in der Neige des Mittelalters auch mit dem Ritterthum auf die Neige gieng. Eigentlich sollte ja nur ein Adlicher Ritter werden, und wer von Geburt unedel war, konnte zur Ritterwürde nur gelangen, wenn er sich zuvor irgendwie zum Adel emporgeschwungen hatte. Davon ist aber schon im fünfzehnten Jahrhundert oft genug abgewichen und es sind z. B. im J. 1433 Henmann Offenburg, der nur ein alter Burger von Basel und Apotheker, und Rudolf Stüssi, der zwar damals Bürgermeister von Zürich, aber von Geburt nur ein Bauer aus dem Glarnerlande war, zu Rittern geschlagen worden, auf der Engelsbrücke zu Rom von dem eben gekrönten Kaiser Sigismund, und ebenso im J. 1476 bei Murten Hans Waldmann, der Bauernsohn aus dem Lande Zug und seines Berufs ein Gerber: mit dem Ritterschlag aber waren nun all diese auch vom Adel. Noch mehr. Jene Lehengüter, von denen Ritterdienste zu leisten waren, die Ritterlehen, konnte ursprünglich nur ein Adlicher besitzen: denn nur ein solcher durfte als Ritter mit zu Felde ziehn. Kaiser Karl IV aber in einem Gnadenbriefe vom Jahre 1357 verstattete den Bürgern Basels, allen insgesamt, fortan Ritterlehen zu haben und zu empfangen, gleich als wenn sie vom Lehensadel und vom Ritterstande wären. Wir Basler verstehen mir dieß halbtausendjährige Privilegium nicht so zu deuten und anzuwenden, wie in manch andrem Land gewiß geschähe: sonst würden wir uns alle adlich schreiben.

Ihr habt vielleicht in der bisherigen Darstellung etwas vermisst, an das ihr doch gewohnt seid gleich mit zu denken, wenn von den alten Rittern die Rede ist, nämlich die Turniere. Die Sache ist jedoch nicht vergessen: ich habe sie nur aufgespart um euch jetzt davon einzeln und eigens zu erzählen.

Es ist natürlich, daß ein kriegerisches Volk und gar daß Krieger von Stand und Beruf sich auch in Friedenszeiten und da auf eine friedlich spielende Weise, durch Nachahmung dessen, was im Kriege geschieht, für den Ernst des Krieges selber üben. Schon die Vorgänger des Mittelalters, die Germanen, hatten dergleichen an den Tänzen, die mitten unter drohenden Speeren und Schwertern von entkleideten Jünglingen ausgeführt wurden, entkleidet, wie fühlere Männer selbst in die Schlacht ohne Rock und Rüstung giengen; weiterhin finden wir das fröhlich übende Kriegsspiel wieder in den Heeren der Karolingischen Könige; Heinrich I. sodann zeichnete sich dabei durch schreckenerregende Kunst und Kraft vor allen anderen aus. Namentlich aber, wie schon vorher erwähnt, ward die edele Jugend, die an den Höfen lebte, zu mannigfaltigen Leibes- und Waffenübungen angehalten, und das geschah nicht erst im weiteren Verlauf des Mittelalters: es wird das bereits von dem Hofe Theodoricus, des großen Königes der Ostgothen, ausdrücklich berichtet. So waren denn auch die Turniere, dieser bloß gespielte Kampf und Krieg der Ritter, dem Wesen nach nichts neues, nichts mit dem Ritterthume frisch erfundenes, sondern nur die festere Gestaltung und Regelung dessen, was schon längst, nur vorher mehr formlos, Sitte gewesen. Und wenn man rechnet, sind sie sogar noch etwas älter als das eigentliche Ritterthum: denn sie haben diese festere Form bereits von der Mitte des elften Jahrhunderts an erhalten. Zuerst in Frankreich, und als deren Begründer wird da ein gewisser Gottfried von Preuilly namhaft gemacht. Von den Franzosen aber, die gerade damals in der großen Ritterfahrt der Kreuzzüge allen übrigen Völkern voranschritten, und mit denen bei eben diesem Anlaß besonders die Deutschen in nähere und langandauernde Verührung kamen, erst von den Franzosen haben denn im zwölften Jahrhundert auch die Deutschen und so fort die übrigen Völker turnieren lernen. Darum besitzt auch die deutsche Sprache kein eigenes Wort dafür, sondern hat von je her eben turnieren gesagt: es kommt das wie unser neuer Ausdruck turnen von dem französischen tourner, drehen, wenden: denn eine geschickte Handhabung des Rosses, ein Schwenken desselben zu rechter Zeit und auf rechte Weise war in den Turnieren von grösster Wichtigkeit, während allerdings in unserem Turnen das Ross nur eine sehr untergeordnete und hölzern unbewegliche Rolle spielt.

Aber nun zur Sache! Jedes Turnier war für sich ein Fest oder diente einer sonst schon festliche Zeit noch mehr zu verherrlichen. Den natürlichen Anlaß dazu bot eine Schwertleite: da konnte der neue Ritter gleich seinen Mut und seine Geschicklichkeit bewähren, wie dort in Köln der Graf Wilhelm von Holland; bei der Schwertleite König Heinrichs und seines Bruders Friedrich in Mainz hat ihr Vater der Kaiser, damals schon 63 Jahre alt, noch rüstig mitturniert. Der Ort des Turniers war nach Gelegenheit und Bedürfniß bald ein abgegrenzter Raum auf offenem Felde, bald der Hof eines Schlosses oder ein Platz in einer Stadt; an den Fenstern umher oder auf eigens hingezimmerten Gerüsten saßen und standen die Zuschauer, namentlich die Frauen, an deren Beifalle den Rittern zumeist gelegen war, die etwa auch dem heldenmuthigsten und siegreichsten Kämpfer eine Belohnung dafür und einen Ehrenpreis, z. B. einen goldenen Ring vom Finger, zukommen ließen. Manchmal waren die Preise schon vorher gesetzt und ausgefunden und mehrfach abgestuft: so bei einem Turniere zu Nordhausen, das Markgraf Heinrich III von Meißen veranstaltete, die goldenen und silbernen Blätter eines künstlich gemachten Baumes. Die Kämpfer selbst erschienen solch einer Zuschauerschaft und der Festlichkeit des ganzen Anlasses wegen auf das schönste, schöner als wohl zum ersten Kriege, gewappnet und gekleidet, den ganzen Leib in ein eng anschließendes, aus Stahlringen geflochtenes Gewand und darüber in einen reich gestickten Rock gehüllt, das Haupt ganz von dem Helme, der den Augen nur einen schmalen Durchblick ließ, umschlossen, und auf dem Helme oben, auf dem Schild, auf dem Rock in Gold und Silber und bunten Farben ihre Wappenzeichen; auch das Roß war bekleidet, an Kopf und Leib, und auch dieses Kleid zierten die Bilder und Farben des ritterlichen Wappens. Zugleich, im Gefolge des Herrn, kamen die Knappen und sonstige Diener um bei dem An- und Ablegen der Rüstung und während des Kampfes Handreichung zu thun, und vor ihm, wenn er heranzog, lustig blasende und trommelnde Spielleute.

Es gab aber zwei Hauptarten des Turnieres, zwei Arten vornehmlich, in denen da gestritten ward. Einmal das Turnier im engeren Sinn dieses Wortes oder, wie es mit besonderer und wieder eigentlich französischer Benennung hieß, der Buhurd; vielleicht die anschaulichste Schilderung eines solchen gewährt uns Konrad von Würzburg in einem eigenen Gedichte, dem Turnier von Nantes. Im Buhurd zogen die Ritter schaarenweis und oft zu mehreren Hunderten auf jedweder Seite gegen einander, zuerst mit eingelegten Speeren, und suchten sich damit gegenseitig aus dem Sattel zu heben oder sich den Helm vom Haupt zu stechen. Hier kam es denn für Roß und Reiter auf Kraft und Gewandtheit an: sie mußten dem Stoße entweder ausweichen oder ihn mit dem Schild auffangen und doch nicht stürzen,

so daß der Speer des Gegners wirkungslos zerbrach. Dann aber, wenn alle Speere zerbrochen und verstochen waren und die zwischen herein mitlaufenden Diener keine frischen mehr reichen konnten, ward der Kampf mit den Schwertern fortgesetzt, bis zu irgend welchem Ende, bis zu dem Siege der einen oder der andern Partei, bis zu den höchsten Ehren dieses oder jenes einzelnen Ritters. Ihr könnt euch denken, welch aufregenden und zugleich betäubenden Sinneneindruck solch ein Kampf auf die Zuschauerschaft und zumal auf die Frauen machen mußte, dieses Gewirr von Ross und Mann in dem Glanz der Waffen und der fliegenden Gewänder, das Krachen der zerplatzen den Speere, das Klirren der Schwerter, das Wiehern der Rossen, das Geschrei der Kämpfer, und immerfort durch alles hin die kriegerisch jauchzende Musik.

Nicht so geräuschig war die andere Kampfart, die bei Franzosen und Deutschen so genannte Tjost. Tjoste konnten bei demselben festlichen Anlaß, noch außer und nach dem Buhrub vorkommen: häufig aber beschränkte man sich auf sie allein, da sie nicht so viel Mannschaft und keinen so großen Raum, überhaupt weniger Aufwand und Umstände forderten; nicht minder häufig ward auch außerhalb der eigentlichen Turnierfeste als ein nur gelegentliches und schnell vorübergehendes Spiel tjostiert. Hier rannte bloß je ein Reiter gegen den andern und verstach auf ihn einen oder mehrere Speere und suchte ihn damit zu Fall zu bringen; Schwerter aber führten sie hier gar nicht. Einen Kampf dieser Art, eine Tjost, zeigt euch unser dießjähriges Bild, das Herr Albert Landerer, der uns allen wohlbekannte Maler, aus einer alten Handschrift entnommen und freilich um so viel schöner, als es in der alten Handschrift ist, gemacht hat, daß wir ihm wie für eine eigene Arbeit dafür danken können. Der Speer des einen Ritters (Walther von Klingen, von dem wir nachher noch besonders zu sprechen haben) ist zwar zerbrochen, aber er hat damit einen so gewaltigen Stoß auf den Helm seines Gegners geführt, daß dieser im Begriff ist den Sattel zu räumen und auch sein Ross auf die Hinterbeine geworfen wird; der Stoß des letzteren selbst ist nur schwach gewesen, oder er hat Walther gar nicht getroffen: denn sein Speer sinkt unzerbrochen auf die Seite. Oben von dem Rand einer Maueröffnung blickt eine Anzahl Frauen herab, die einen über solchen Ausgang des Rennens erfreut und voll Bewunderung, die andern schmerzlich erschrocken.

Ihr seht bereits, diese Kampfspiele mit Speer und Schwert waren von dem Kampf im wirklichen Krieg nur wenig unterschieden: es kamen Verwundungen aller Art, oft sehr ernsthafte, nicht selten sogar Tötung vor: ein sächsisches Turnier im J. 1177 kostete sechzehn, ein andres im J. 1241 zu Neus bei Köln sogar sechzig Ritter das Leben; der einzige Un-

terschied war, daß man es hier nicht mit eigentlichen Feinden zu thun hatte, und daß die Verwundung, daß die Tötung nicht in der Absicht lag. Mitunter indeß war auch das der Fall: es geschah, daß persönliche Feindschaft die Waffe zum Mordmord des Gegners lenkte; Gottfried von Preuilly selbst, der französische Ausbildner des Turnierwesens, ist so im Jahr 1066 zu Angers umgekommen. Darum in dem Gelübde beim Ritterschlag jene ausdrückliche Verpflichtung die Turniere nur der ritterlichen Übung wegen zu besuchen. Die Geistlichkeit aber nahm (und wir dürfen fürwahr nicht sagen, daß sie Unrecht gehabt) an diesen wilden und gefährlichen Spielen Anstoß; sie rechnete das Turnieren unter die schwersten Sünden, sie verbot es wiederholendlich und auf das feierlichste und verweigerte dem, der an einer Turnierwunde starb, das christliche Begräbniß. Das nützte jedoch wenig: die Edeln ließen sich diese ihre höchste Lust, die Übung für den Krieg und die Bewährung der Ritterlichkeit auch im Frieden, nicht benehmen; sie meinten sich mit der Kirche und dem eignen Gewissen genügend abzufinden, wenn sie etwa vor dem Turnier noch schnell eine Messe hörten. Ein rechtes Beispiel von der Unersättlichkeit der Turnierlust kann uns Ulrich von Liechtenstein geben, ein vornehmer Herr in Steiermark gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, Ahnherr der jetzigen Fürsten von Liechtenstein: der zog zweimal weit durch die Lande hin und kostete dabei fast Schritt für Schritt, indem er überall die Ritterschaft schon zum Voraus eingeladen hatte; das eine Mal war er noch dazu als Venus ausgekleidet. Ja es haben, da der Eifer sogar das schwächere Geschlecht erfaßte, auch wirkliche Frauen turniert, die dann wieder als Ritter verkleidet waren; zu Tollenstein, einem Flecken im Alt-mühlthale, begiengen damit die Kaufmannsfrauen alljährlich die Fastnacht.

Bei all dem bisher vom Turnierwesen erzählten habe ich aber wiederum nur die Zeit im Auge gehabt, wo Ritterschaft und Ritterthum noch auf ihrer Höhe standen. Mit deren Sinken und Dahinfall mußten alsbald auch die Turniere in Verfall gerathen. Zwar hat man in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nicht weniger und mit nicht geringerem Eifer als in den früheren turniert; wie man jetzt innerhalb der großen Genossenschaft aller Ritter noch besondere kleinere Ritterorden hatte, so thaten sich hie und da auch besondere Turniergeellschaften zusammen, und daneben fehlte es auch nicht an solchen, die von Land zu Land auf Ritterschaft, wie es genannt ward, zogen, d. h. um überall zu turnieren oder, wo es den Ernst galt, auch im Ernst zu kämpfen: ein Georg von Chingen aus Ulm hat um dieselbe Zeit, wo die Chinger in Basel Bürger wurden, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, weite Fahrten der Art gethan, ostwärts bis nach Palästina, west- und nordwärts bis nach Portugal und Schottland hin. Aber man turnierte jetzt so, daß sich jetzt allerdings

die Geistlichkeit nicht mehr hätte daran zu stoßen brauchen. Jene gefahrvolleren, dem Kriege selbst so ähnlichen Kämpfe von Schaar gegen Schaar, die Buhurde, unterließ man nun: man begnügte sich mit der Tjost, dem Lanzenrennen Einzelner, und machte auch die so gefahrlos als nur möglich. Damit nicht einer den andern überreiten möchte, ritten beide links und rechts von einer mitten hindurch gezogenen mannshohen Schranke; damit sie einander nicht verwundeten, führten sie beide nur stumpfe Speere. Und doch war diese Vorsicht eigentlich überflüssig. Denn von Kopf bis zu Fuß waren nunmehr die Ritter, für das Turnier wie für den Krieg, in lauter Eisenplatten geharnischt; ebenso selbst ihre Rossen: bei solchem Schutz erheischte es nicht mehr so viel Mut und Tapferkeit, und bewunderungswert bleibt nur die Kraft, mit der die Ritter vermöcht haben diese schwere Last an sich zu tragen und die Rossen gar die doppelte Last des eigenen Harnisches und des geharnischten Reiters. Früherhin hatte es an den leichteren Ringpanzern genug geschienen: jetzt, da diese außer Gebrauch gekommen, waren die alten, die man vielleicht noch hatte, zu nichts besserem mehr anzuwenden als fehrenweis zum Putzen der Pfannen, und heut zu Tag werden diese s. g. Harnischpleze, die ihr wohl auch schon in den Küchen eurer Mütter geschenen habt, eigens zu dem Zwecke fabriert. Je weniger nun so im Turnieren sich noch ein führner Ritter Sinn fand gab, desto größeres Gewicht legte man auf die Formlichkeiten dabei und auf Formlichkeiten, woran die ältere Zeit gar nie gedacht hatte: da wurden die Ritter einer Ahnenprobe, ihr Helm und Schild einer Wappenprobe unterworfen u. s. w. und es bildete sich zur Besorgung und Überwachung dieser und dem ähnlich wichtiger Dinge ein eigener Stand, der der Herolde, mit einer eigenen Wissenschaft, der Heraldik. So wurden die Turniere wirklich nur ein Spiel, eine Spielerei, und es war mir vernünftig, als die Ritter zuletzt auch den Anschein der Gefahr und die unbedeute Rüstung dahingaben und bei Hoffesten nur noch, wie erst kürzlich in der Messe die Jüngeren von euch auf den hölzernen Rossen der Rößlirite gethan, nach Ringen stachen oder schnell im Reiten einen geschnürtzen Mohrenkopf vom Boden auffpießten. Ihre Vorfahren hatten freilich anders mit den Mohren gekämpft.

Wie aber in eben dieser späten Zeit neben der Rittergenossenschaft sich die Künste aufthaten, wie die Fahnen der Bürger führn und siegreich den Ritterbannern entgegenwehten, wie sogar auch Bürger lehensfähig und adlich und zu Rittern wurden, ganz so geschah es, daß gerade nun, wo bei den Rittern das Turnier versiel, die Bürger ihrerseits anfiengen zu turnieren und sonst in öffentlicher Gesellschaft mancherlei Spiel zu üben, das ihr neu errungenes Waffenrecht bewies und kräftigte. Namentlich, wie sich geziemte, war es das jüngere Geschlecht der Bürgerschaft, und es waren zumal die Handwerksgesellen, die dergleichen

trieben: sie brachten den altgermanischen Schwerertanz in frischen Ehren wieder auf, überall hatten sie ihre Fechtstuben und Fechtbruderschaften, und wer darin recht eifrig und geschickt war, zog auf die Schaustellung seiner Kunst wie auf einen Erwerb umher: es ist eine gering schätzige Erinnerung hieran, wenn wir jetzt das Umherziehen der Handwerksburschen auf den Bettel fechten nennen. Zuweilen indeß sahen die Turnierspiele der Bürger lediglich wie eine Verspottung der adlichen Turniere aus. So hatten die Plattner d. i. die Harnischmacher zu Nürnberg alle Fastnacht ein s. g. Gestech, wobei sie, geharnischt wie Ritter, von ihren Gesellen und Lehrjungen auf hohen Räderstühlen gezogen wurden und so mit stumpfen Speeren einander herab zu stechen suchten.

Aber vergessen wir unser Basel nicht! Auch hier waren dergleichen Bürgerlustbarkeiten gar wohlbekannt; es erzählt davon zu der Zeit, als hier die große Kirchenversammlung tagte, der berühmte Aeneas Silvius Piccolomini (nachher Papst Pius II) in einem Briefe, den er von hier aus in die Heimath schrieb um einem Freund von seinem dermaligen Aufenthaltsort und dem Leben darin ein Bild zu geben. Der Brief ist lateinisch: ich theile euch die bezügliche Stelle aus der Verdeutschung mit, die unser alter Chronist Christian Wurstisen im J. 1580 davon gefertigt hat, und bemerke nur noch, daß bei den Plätzen mit Bäumen, von denen der Briefsteller spricht, zunächst an den Petersplatz muß gedacht werden, denselben Ort also, wo wieder auch ihr gewohnt seid euren Turnübungen obzuliegen. „Ueber das hat es in der Neuen Statt (er meint, was außerhalb der älteren Mauern und Gräben liegt) viel Matten oder Plätze mit grünen Bäumen, und lieblichem Graß. Der Eychen und Ulmerbäumen Eße seind in die breite zerlegt, das sie viel Schattens geben: und ob es wol kein langen Sommer gibt, ist es doch sonders lustig sich in der Hitze daselbst hin zuoverfüegen, und der Sonnenschein zu entweichen. An diese Ort versüget sich die junge Burs (das junge Mannsvolk), wann sie Freud und Kurzweil zuentreiben haben. Da Lauffen, Ringen und Schießen sie, da musteren sie die Pferdt, pflegen zuolauffen und zuospringen. Etliche schießen mit dem Bogen, etliche erzeigen ihre Krefte mit Steinstoßen: viel kurzweilen mit der Ballen, zwar nicht auff Italiäische gattung, sonder stecken an einem Ort ein eisinen Ring auff, und sehen welcher sein Ballen dadurch werffen kündte. Die Ballen nemmen sie an ein Holz, nicht in die Hand. Die überige menge singet entweters, oder macht Neientänze. Dergleichen Versammlungen beschehen viel in der Statt.“

Und vor den Bürgern des fünfzehnten Jahrhunderts, im früheren Mittelalter, haben auch unsere Ritter, die Lehensträger also und die Dienstmannen des Bischofs, ihr Theil turniert, turniert in dem eigentlichen Sinn des Wortes. An kriegerischem Muth, auch für den Ernst,

gebrach es ihnen nicht: das bezeugt die Geschichte; ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts meldet mit Ruhm von den Rittern Basels, die nicht heimkehren zu Weib und Kind, eh daß sie gesiegt haben. Und zum Spiel des Krieges, zu Buhurd und Tjost, bot ihnen der Münsterplatz, im Angesicht ihres Schutzpatrones des heil. Georg, genügenden Raum dar; wir wissen, wie die lange und blutige Zwietracht der Sterner und Psitticher davon ihren Ursprung genommen, daß bei solchen Gelegenheiten die versammelte Menge besonders den Aufzug derer vom Geschlecht der Schaler und der Mönche zu bewundern und zum Verdrüß der Übrigen zu fragen pflegte: „Wer sind diese?“ Von bestimmteren Nachrichten über einzelne in Basel gehaltne Turniere haben wir jedoch, soweit ich weiß, nur zwei, und beide fallen bereits in die spätere, in Beginn und Verlauf der schon nicht mehr guten Zeit. Die erste in das J. 1315. Da vermaßten sich zu Basel König Friedrich mit einer Aragonischen Prinzessin und sein Bruder Herzog Leopold, der Besiegte von Morgarten, mit einer Tochter des Grafen von Savoyen; Turniere der einen wie der anderen Art, die wir kennen, verherrlichten das Doppelfest. Dabei habe sich, wird erzählt, besonders ein Johann von Klingenbergh ausgezeichnet, der schon vorher und noch dreißig Jahre lang hernach für einen der tüchtigsten Ritter gegolten; ein Graf von Käzenellenbogen aber ward in der Tjost tödlich verwundet: er starb reinigen Sinnes, und die Frauen der Stadt geleiteten mit viel Thränen den Leichnam an den Rhein, der ihn abwärts in die Heimath tragen sollte. Die zweite Nachricht, noch um zwei Menschenalter jünger, ist aus dem J. 1376, die Geschichte der s. g. bösen oder blutigen Fastnacht. Wieder ein Leopold von Oesterreich, diesmal derjenige, der ein Jahrzehend nachher bei Sempach gefallen ist, war mit vielen Grafen, Herren, Rittern und Knechten nach Klein-Basel, das ihm Bischof Johann von Bienne verpfändet hatte, gekommen um da Fastnacht zu halten, und es gab bei dem Anlaß auch viel Turnier und Ritterspiel. Anfänglich nur in der kleinen Stadt: bald aber kamen die Herren damit auch auf den Münsterplatz und rannten da und stachen und banketierten dazwischen in den anliegenden Höfen. Sie trieben es roh und wild, und eisliche Bürger wurden von ihren Pferden getreten, andre von den Speeren verletzt, die unter sie fielen. Da ergrimmten die aus der Stadt, stürmten mit den Glocken und machten sich mit bewaffneter Hand über die Herren her. Herzog Leopold entrann über den Rhein: aber Mehrere der Seinigen, Edle und deren Knechte, wurden in einem Domherrenhöfe, wohin sie geflohen waren, erstochen. Die Obrigkeit wußte nicht anders Einhalt zu thun und die Übrigen zu retten, als indem sie dieselben alle gefangen nehmen ließ, darunter einen Markgrafen von Hochberg zu Rötteln, einen Grafen von Habsburg aus Laufenburg, einen Grafen von Hohenzollern, einen von Montfort. Die Gefangenschaft dauerte nicht lange: aber nun

schritt der Rath mit Untersuchung und Strafe gegen die einheimischen Anstifter des Tumultes ein und verwies dieselben theils aus der Stadt, theils wurden sie enthaftet: damals soll die Richtstatt vor dem Rathause den Namen des heissen Steins empfangen haben. Man verfuhr, obsohon die eigentlichen Urheber durch Muthwillen und Neizung die fremden Herrn gewesen, mit so großer Strenge nach der anderen Seite hin um den erbitterten Herzog von Oestreich zu beschwichtigen. Also Turniere zur Fastnacht: ihr wißt, daß zu eben der Zeit in Nachahmung der Ritter die Frauen von Tollenstein ihr Turnier und die Plattner von Nürnberg ihr Gestech hatten, und wenn uns erzählt wird, daß bald nach jenem bösen und blutigen Ereigniß, im J. 1384, Graf Walraf von Thierstein und Burkard Mönch von Landskron die Stege des adlichen Gesellschaftshauses zur Mücke in voller Rüstung hinaufgeritten sind und oben in der Stube mit einander thostiert haben, so liegt es nah, auch diesen Unzug sich als einen übermuthigen Fastnachtsscherz zu denken.

Ich habe vorher gesagt, es gebe sonst über bestimmte einzelne Turniere in Basel keine Nachricht mehr: vielleicht aber, daß ihr von noch einem gelesen oder gehört habt, welches im J. 1428 vorgekommen sei. Es verhält sich damit so. In diesem Jahre kam ein Spanischer Edelmann Namens Johann von Merlo, der ebenso wie der früher angeführte Chinger aus Ulm die ganze Welt auf Kampf durchreiste, auch hieher nach Basel und forderte pralerisch die Edlen heraus: es solle zuerst zu Ross, dann zu Fuß, zuerst mit einem Stechen, dann mit drei Schlägen einer Mordart und vierzig Schwertstreichern gekämpft werden; noch nirgend habe sich einer getraut diese Herausforderung anzunehmen. Hier aber nahm sie Heinrich von Ramstein, ein Edelknecht, an. Der Kampf geschah gegen Mitte des Decembers, auf dem Münsterplatz zwischen Schranken und vor einer aufgeschlagenen Bühne; Preisrichter waren Markgraf Wilhelm zu Rötteln, Graf Hans von Thierstein, Rudolf Freiherr von Ramstein, Egolf von Rathamhausen und Thüring von Hallwil. Außerdem war so viel Adel von nah und fern, Grafen von Freiburg, von Hohenzollern, von Balendis und andere, und auch sonst so viel Volk des ungewohnten Schauspiels wegen herbeigeströmt, daß die Väter der Stadt weitgehende Vorkehrungen für nöthig achteten um verrätherische Anschläge oder eine Wiederholung der bösen Fastnacht zu verhindern; Bürgermeister und Rath schauten selbst schon geharnischt und mit dem Stadtbanner von der Bühne zu. Es verlief aber alles ruhig; in dem Kampfe selbst ward keiner der beiden verletzt: doch gewann Merlo den Preis, und gleich auf dem Kampfplatze ward er von Graf Hans von Thierstein zum Ritter geschlagen, während Heinrich von Ramstein diese Würde erst späterhin, auf einem Zug nach Jerusalem, erworben hat. Der Sieg Merlos ist seinen Landsleuten den Spaniern lange in

Erinnerung geblieben: es gedenkt desselben noch im J. 1605 Cervantes in seinem Romane *Don Quixote*; nur ist da der Name Ramstein in Remestan entstellt. Aus Basel selbst besitzen wir über diesen Kampf alte und gleichzeitige Berichte von großer Ausführlichkeit: ich habe mich mit der Wiedererzählung kurz gefaßt, weil die ganze Sache, wenn wir es genauer nehmen, gar nicht hieher gehört. Denn wir sprechen von Turnieren: dieß aber ist kein Turnier gewesen. Weder Merlo noch der von Ramstein waren Ritter, und wenn ein Ritterpaar in der Tjost seine Speere verstochen hatte, war damit das Spiel zu Ende: diese zwei aber haben sodann noch zu Fuß fortgefämpft. Sondern es war eben ein Kampf: die alten Berichterstattungen nennen es selbst nicht anders; d. h. es war ein Zweikampf, wie man deren im Mittelalter zu halten pflegte um so als durch ein Gottesurtheil eine Rechtsache auszusechten. Solch einen Kampf um Recht und Unrecht mußte jeder Ritter, den ein unschuldig bedrängter darum angieb, übernehmen: wir haben auch das unter den Gelöbnissen Wilhelms von Holland vorhin gehört; und dabei war es Gebrauch, daß die Ritter zuerst zu Pferde und mit Speeren, dann zu Fuß und mit der Hiebwaffe kämpften: es ist das z. B. der Vorgang in jener Dichtung Konrads von Würzburg, wo der Schwanenritter die Sache der Herzogin von Brabant verficht. Ebenso hier der Spanier und der Basler. Das Recht aber, um das der erstere zum Kampf herausfordert, ist allerdings nur ein Phantasierecht: es ist seine Ehre, es ist der Ruhm und Wahn seiner Unbesiegbarkeit. Gerade in dergleichen Phantastereien gefiel sich namentlich der Adel und die Ritterschaft Spaniens: *Don Quixote* ist davon ein hoch ergötzliches Spotthild.

Wir haben bis hieher, meine jungen Leser, die Ritter nur gesehen, wie sie gewappnet in den Krieg und bis nach dem gelobten Lande hin zum Krieg mit den Feinden des christlichen Glaubens, wie sie gewappnet zu dem kriegerischen Spiel der Turniere und zu dem ersten Kampf des Gottesgerichtes und auf Abenteuer und Wagniß ausgezogen sind. Aber eben dieselben (so entgegengesetztes kann sich in großen Zeiten und in den Charakteren, die eine große Zeit bildet, vereinigen), eben dieselben, die nur dem Krieg und der Waffe zu leben schienen, schmückten ihr Leben auch gern mit der schönsten Kunst des Friedens, mit der Dichtkunst aus; derselbe Walther von Klingen, welcher dort Mann und Ross über den Haufen sticht, hat vielleicht noch an dem gleichen Tag mit dem Taitenspiel in der Hand ein zartes Lied gesungen.

Es verhielt sich eben, um euch nun auch vor diese andere Seite des ritterlichen Lebens hinzustellen, mit der Dichtkunst im Mittelalter vielfach, ja beinahe durchweg anders als jetzt

bei uns. Wir jetzt können uns einen Dichter und seine Wirksamkeit kaum mehr anders denken, als daß er an seinem Tische sitzend die Verse, die ihm gesucht oder ungesucht kommen, still für sich hinschreibt, daß er sie dann drucken läßt und darauf die Andern sie ebenso still für sich lesen: daß aber ein Gedicht laut vorgelesen oder hergesagt, daß es auch gesungen wird, kommt jedesfalls nur seltner und ausnahmsweise und hauptsächlich nur in euren Schulen vor, als Gegenstand und Mittel des Unterrichts, und Sonntags in der Kirche mit zwei Strophen vor und einer nach der Predigt. Nicht so im Mittelalter: da kannte man nur das laut vernehmliche Lesen und Hersagen, und noch öfter, noch frischer und lebendiger von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herzen gehend, ward da gesungen. Denn da wußte man noch von dem Bücherdrucke nichts, und ein und dasselbe geschriebene Exemplar einer Dichtung mußte neben und nach einander unzähligen, die daraus lesen hörten, dienen; da waren die wenigsten Dichter zugleich Gelehrte, und die besten waren es vielleicht niemals: Ungelehrte aber konnten der Regel nach nicht einmal lesen noch schreiben: Wolfram von Eschenbach zum Beispiel, ein großer hochberühmter Dichter, verstand keinen Buchstaben; da war eben die Dichtkunst nicht eine Sache der Gelehrsamkeit und der Studierstube, sondern des Lebens, des öffentlichsten, allgemeinsten Lebens; sie war wie ein warmer Pulsschlag, der durch das ganze Volk hin zuckte und von dem jeglichen Glied sein Theil empfing. So aber namentlich, seitdem mit dem zwölften Jahrhundert, gleichzeitig also mit der Ausbildung des Ritterthums und der Turniere, die Dichtkunst in die Pflege der Adlichen, der Ritter übergegangen war: vorher, wenn wir absehen von den Liedern, die allein der große Haufe sang, hatte sie vornehmlich in den Händen der Geistlichkeit gelegen, und von dieser war sie meist auch schon auf ganz gelehrte Art, als ein einfaches Geschäft der stillen Klosterzelle getrieben worden. Eine freiere, offnere, frischer von Lebenslust durchwehte Heimath fand sie nun auf den Schlössern der Ritter und an den fürstlichen Hößen: da lernten bereits die edlen Knaben, die für den Dienst des Schildes da erzogen wurden, neben dem Waffenspiel und all dem andern, das zur höheren Bildung gehörte, auch diese Kunst, und bald erschien es gleich dem Ritterthum als der vollendende Schmuck jedes Edlen, daß er auch Lieder und besonders Lieder zur Verherrlichung der Frauen, daß er Minnelieder dichtete. Damals hat mehr als ein hoher Fürst und selbst Kaiser und Könige haben vor der Zuhörerschaft, die der glänzende Hofhalt ihnen bot, ihre Lieder gesungen: die Geringeren aber aus dem Adel, die unbegüterten Ritter, die auch mit dem Schwert nur von dem Lohne lebten, den ein reicherer Dienstherr ihnen gab, pflegten ebenso mit ihrer Kunst der lockenden Huld und Milde vornehmter Kunstmfreunde nachzuziehen, wanderten von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, wie denn z. B. bei jener Schwert-

leite zu Mainz Dichter aus Deutschland und aus Frankreich zahlreich zusammentrafen, und sangen da entweder in das tönende Saitenspiel Minnelieder und Lieder zu Ehren ihrer Gönner, oder sie verfaßten nur für das Lesen und Lesenhören große Heldengedichte, in denen sie die Vorbilder des Ritterthums, der Tapferkeit und der adlich feinen Sitte feierten. Und nicht bloß so an den Hößen, im Kreise einer ruhig lauschenden Zuhörerschaft, erscholl ihr Gesang: er rief und begleitete auch die Rittershaaren, die zum Turnier oder zum Krieg oder mit dem Kreuz im Banner nach Palästina zogen; und nicht bloß die Dichter selbst führten so durch die Lande und streuten aller Orten eine immer neue Frühlingssaat der Dichtkunst aus: noch größer war die Zahl derer, die aus dem Lesen und Singen fremder Gedichte ein wanderndes Gewerbe machten, und diese legten sich für ihr Bedürfniß ganze große Lieder- und Gedichtbücher an. Eben solche, zuweilen noch auf das zierlichste mit Bildern ausgeschmückt, befanden sich oft auch in dem Besitz vornehmer Frauen: denn so ungeläufig ihren Männern und Brüdern das Lesen wie das Schreiben war, die Frauen waren mit beidem meist wohlvertraut.

Die glänzende Zeit dieser ritterlichen Dichtkunst fällt in Deutschland ebenwie all der sonstige Glanz des Ritterthumes um das J. 1200, in die Jahrzehende, wo das Reich von den tapfern und geist- und gemüthreichen Königen des Hohenstaufischen Hauses beherrscht ward. Als aber nach dem blut- und thränenvollen Untergang dieses Hauses das Zwischenreich und mit ihm jegliche Verwilderung des Adels kam, da sank auch die Kunst des Adels in Verwilderung hinab, und mochte sodann Rudolf von Habsburg auch den Staat aus seinen Wirren retten und überall in demselben Ruhe und Ordnung wieder feststellen, die Dichtkunst durch königliche Milde neu zu gründen, dazu war er mit seinem hanßälterischen Sinne nicht der Mann: die Dichter seiner Zeit haben ihn der Kargheit wegen, die sie bei ihm fanden, oft scharf genug getadelt und verspottet; dem Beispiel aber, das der König gab, folgten hierin die Fürsten und Herrn des Reiches nur zu gerne. Und doch ist solch ein Verhalten derselben wohl zu entschuldigen, wenn man nur sieht, von welcher Art jetzt die Dichter meistentheils gewesen. Denn ausgestorben war die Dichtkunst nicht: sie war ausgeartet; sie war vorab in die Hände solcher gefallen, die nicht bloß geringer an Stande als die früheren Dichter, sondern auch, und das allein war das Schlimme, von geringerer Gemüthsart waren, die gegenüber den Herrn, um deren Gunst sie warben, eine niedrige Kriecherei und gegenüber ihren Mitbewerbern den andern Dichtern eine pöbelhafte Scheessucht übten. So hatte denn der Adel auch den edelsten Theil seines Lebens und Wirkens eingebüßt, und allgemach kam die Dichtkunst gleichfalls an den Bürgerstand. Noch aber war

dieser zu wenig darauf vorbereitet; das Gemüth der Städtebewohner war einstweilen noch zu tief und für zu lange Zeit in den Sorgen und Geschäften des täglichen Erwerbs oder in den Mühen um das Wohl des emporstrebenden Gemeinwesens besauget, als daß sie es also bald auch hier den Rittern gleich thun und ganz so wie vormals diese die Kunst des Dichtens hätten treiben können. Sie machten zunächst, falls sie nicht gar auf allen Schein von Kunst verzichteten, ein Handwerk daraus: die vielgenannten Meistersänger, vom vierzehnten Jahrhundert an bis zum Schlusse des Mittelalters, wie sie dem eigentlichen Beruf nach meist Handwerker waren, waren eben auch nur Handwerker des Dichtens und Singens, nicht Künstler, nicht Dichter. Erst mit der Reformation und nach derselben sollten auch die Bürger so dichten lernen, daß alles, was einst auf diesem Gebiete die Herrn vom Adel geleistet, daneben tief in Schatten tritt. Ich brauche euch aus dem vorigen und noch aus unsrem Jahrhundert keinen der vielen Dichter von bürgerlicher Geburt zu nennen, vor denen auch jener stolze Kaiser Heinrich, der selbst doch schöne Lieder gesungen, gerne sein Haupt entblößen würde.

Und nun laßt uns den Blick auch wieder in die engere Heimath, nach Basel richten. Hoffentlich wird euch in nicht gar zu entfernter Zeit noch ein späteres Neujahrsblatt schil dern, wie Basel recht zu seinem Glücke von dem Unwesen der Meistersängerei gänzlich unberührt geblieben, wie es aber mit Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts auf der guten und tüchtigen Grundlage, welche die neugegründete Universität für alles geistige Leben und Streben bot, auch eine hauptsächliche Stätte der damaligen Dichtkunst und namentlich die Stätte des Wohnens und Wirkens für einen Mann von so tief eingreifender dichterischer Wirksamkeit wie Sebastian Brant geworden ist. In Erwartung dieses auf jeden Fall sehr reichhaltigen Blattes dürfen wir uns für jetzt mit dem begnügen, was die frühere Beheiligung Basels an der altdutschen Dichtkunst angeht. Zwar aus dem Blütenalter derselben hat vielleicht nichts, das hier am Ort verfaßt wäre, sich bis auf uns erhalten: daß man aber auch damals wohlbekannt mit ihr gewesen ist und sie geliebt hat, daß ihr selbst der Bischof und die edlen Domherrn, unter denen um das J. 1200 das Münster neu ist gebaut worden, hold gewesen, das können euch, wenn ihr in diese Kirche oder in die mittelalterliche Sammlung des Conciliensaales geht, noch jetzt die Pfeiler des Chors und die Gypsabgüsse aus der Crypta zeigen: da seht ihr in Stein gehauen Alexander den Großen, wie ihn zwei Greifen durch die Lüste tragen, Dietrich von Bern, wie er aus dem Schlund eines Drachen einen Ritter erlöst, Pyramus und Thisbe, wie sich beide selbst erstechen, und abenteuerliche Geschichten zwischen Löwe und Fuchs und Bär und Wolf, alles das Dinge, von denen damals viel in

Gedichten erzählt ward, und die nun hier aus der Dichtkunst in die Kunst des Steinmezen übertragen sind. Weiterhin hat in dem gleichen dreizehnten Jahrhundert wieder ein Geistlicher, ein Prior des Predigerklosters, Bruder Heinrich, geistliche Lieder gedichtet, und die andächtigen Frauen haben dieselben viel gesungen: wir besitzen davon leider keines mehr. Und der Ritter Konrad Flecke, der um das J. 1230 die liebliche Erzählung von Flore und Blanche flour in deutsche Verse gebracht, ist wahrscheinlich ebenfalls ein Basler, ein Dienstmann nämlich des Bischofs gewesen; auch lautet seine Sprache gerade so, wie man damals in Basel muß gesprochen haben: dennoch möchte ich es eben nur als Wahrscheinlichkeit, nicht als eine Gewißheit behaupten, daß er zu den Unsrigen gehöre. Gewisse Namen und Denkmäler selbst haben wir zu allererst aus der vorher geschilderten Zeit des beginnenden Verfalles, erst aus dem Zeitalter König Rudolfs: von diesen Namen aber ist, und dessen mögen wir uns freuen und rühmen, der eine wenigstens von solcher Bedeutung, daß durch ihn der Verfall vorübergehend zu einem neuen hohen Aufschwunge gestempelt wird.

Tochter Clara, vermählten Markgräfin von Baden, mit einer Umschrift in Versen, die wahrscheinlich der Vater gedichtet hat, ist daselbst noch vorhanden.

Dann aber, mehr in Sinn und Art dieser späteren Zeit, auch ein Dichter bürgerlichen Standes und er zugleich einer der größten, die überhaupt die Geschichte der altdutschen Dichtkunst kennt und nennt, und darum so groß, weil er inmitten des allgemeinen Dahinsinkens sich mit seinem Streben und Wirken fest aufrecht erholt und da stand wie noch der Besseren einer aus bessern Tagen, weil er, obgleich unbegütert und auf die Milde der Gönnner angewiesen, sich selbst und seine Kunst doch nicht erniedrigte, weil zu einer Zeit, wo sonst das Dichten schon ein Handwerk wurde, er es noch als Kunst ausübte und sich des höheren Adels, welcher der Kunst von oben her verliehen ist, noch mit gerechtem Stolze bewußt war. Ich meine Konrad von Würzburg. Von Würzburg: es könnte um dieses Zusatzes willen scheinen, daß er von Herkunft also ein Frank und nicht ein Basler gewesen sei. Dem ist jedoch schwerlich so, und der Zuname erklärt sich anders. Es kommt öfters in den Städten des Mittelalters und namentlich gerad in Basel und hier gerad auch schon zu Konrads Zeiten vor, daß Häuser auf irgend welchen Anlaß hin den Namen eines fremden Ortes und den gleichen Namen die Bewohner des Hauses getragen haben: es gab z. B. in Basel ein Haus, welches Straßburg hieß, und das darin sitzende Geschlecht hieß nun von Straßburg. Ebenso mit unserem Konrad: Würzburg war der Name seines Baslerischen Wohnhauses; es stand an der Rheinseite der jetzigen Augustinergasse. Und sollte allenfalls auch die Stadt Würzburg in Franken seine Geburtsstadt gewesen und sein Haus in Basel erst nach ihm benannt sein, so müßte er jene doch sehr frühzeitig verlassen haben, so früh, daß alles wahre Unrecht auf ihn dennoch uns Baslern zufiele. Denn was man von seinem Leben und dann von seinem Tod und Begräbniß weiß, überall ist da fast nur von Basel, von Würzburg aber nirgend die Rede, und gut altbaslerisch ist auch die Sprache seiner sämtlichen Dichtungen, nicht aber fränkisch: man weiß ganz wohl, wie die Franken damals gesprochen und gedichtet haben. Konrad war im Besitz einer gewissen Gelehrsamkeit: er verstand Französisch und Lateinisch und wußte manches, was nur mit Hilfe der letzteren Sprache zu erlernen war; hierauf zunächst zielt auch dem Sprachgebrauche seiner Zeit gemäß der Titel Meister, den er führte, Meister Konrad von Würzburg. Natürlich hat er dann auch schreiben können. Ich muß das wegen des Bildchens sagen, das vorn auf den Titel dieser Blätter gedruckt ist, eine Verkleinerung des größern Bildes, das in der Handschrift zu Paris *Heidelberg* die Lieder Konrads begleitet. Der erhöht sitzende ältere Mann soll offenbar unser Dichter sein: aber er schreibt nicht selbst, sondern ihm zu Füßen hält ein Jüngling die Wachstafel

und den Griffel zum Schreiben und das Geräth zum gelegentlichen Ausglätten des Geschriebenen. Konrad also dictiert, was er dichtet; er dictiert um nicht durch eigenes Schreiben im Dichten gestört zu sein. Genug Andere haben es ebenso gemacht: auch Göthe, wenn er dichtete, mochte sich selber nicht die Hand mit Tinte beslecken. Aber Konrad war nicht bloß gelehrt: ihm wohnte auch, und das war die Haupthäche, eine reiche dichterische Begabung inne; er empfand und dachte fein und tief und wußte mit lebendiger Anschaulichkeit, mit fließender Rede, mit allem Wohlklang der Worte darzustellen. Dazu noch welche Vielseitigkeit, welche Fülle seines Dichtens! Wir haben von ihm Gedichte sowohl geistlichen als weltlichen Inhaltes, sowohl Lieder als erzählende und Lehrdichtungen, und die erzählenden, deren ich gelegentlich schon mehrere habe anziehn können (Engelhard und den Schwanenritter und das Turnier zu Nantes) wechseln mit den Stoffen, die sie behandeln, auf das mannigfaltigste und steigen von ganz bescheidenem bis zu riesenhaftem Umfang an. So hat z. B. die Geschichte von Kaiser Otto mit dem Bart und Heinrich von Kempten, die Vielen unter euch, wenn auch nicht aus dieser altdeutschen Dichtung selbst, bekannt und lieb ist, nicht mehr als 764 kurze Verse, das Buch von Troja dagegen, das den Trojanischen Krieg und als Einleitung dazu noch den Argonautenzug erzählt, deren an 50,000, und letzteres ist nicht einmal fertig, sondern Konrad ist, nachdem er juchs bis sieben Jahre lang, von 1281 bis 1287 daran gearbeitet, noch vor der Vollendung dahingeschieden. Einem so treubeflissenem Streben ist der beste Lohn, der ihm hienieden werden konnte, die innere Befriedigung, nicht entgangen: sie athmet überall aus Konrads Werken, und schön vergleicht er sich einmal der Nachtigall, die unbekümmert um die Welt, nur um sich selbst zu erfreun ihre Lieder singt. Aber auch der Lohn dieser Welt, der äußere Lohn der Anerkennung bei den Zeitgenossen und des Ruhms noch in der späten Folgezeit ist ihm reichlich zu Theil geworden. Von ihm selbst erfahren wir die Namen mehr als eines angesehenen Hönners, die seine Kunst ihm erworben und mit deren Unterstützung und denen zu Ehren er bald dieß, bald jenes seiner Gedichte verfaßt hat. Und das sind bis auf einen lauter Basler Namen: in der Legende vom heil. Alexius zwei Bürger Basels, Johannes von Bermeswil und Heinrich Iſenlin, in der vom heil. Pantaleon ein dritter, Johannes von Arguel, in der vom heil. Silvester der Domherr Leutold von Rötelien, in dem Buch von Troja ein anderer Domherr, der Cantor des Stiftes Dietrich am Orte, endlich in der Erzählung von Kaiser Otto ein Edler des benachbarten Chasses, ein Herr von Thiersberg zu Straßburg. Jener Heinrich Iſenlin bekleidete später, im J. 1294, das Amt eines Spitalpflegers; er ist jedoch kein Vorfahr unsrer jetzigen Iſeline: diese haben erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Bürgerrecht hier erlangt. Johannes von Arguel, so

zubenannt von Erguel im S. Imertthal, hatte sein Haus am Eschemer Thor; seine Mutter war nach Konrads Angabe aus dem Geschlecht der Winharte, die an der Hutgasse wohnten und nach denen dieselbe Winhartsgasse hieß; als Freund und Günstling des Volkes lebte er mit dem Bischof Peter Reich (1286—1296) in hartem Zwiespalt. Leutold von Rötenlein (in der alten Sprache Rötenleim) war bereits 1256 Archidiaconus; 1295 ist er Domprobst, 1310 Bischof geworden, dieß jedoch gegen den Willen und ohne die Anerkennung des Papstes. Zuletzt Dietrich aus dem Dienstmannengeschlecht am Orte (d. h. am Ende, auf Lateinisch in fine) erhielt die Cantorei im J. 1281; der Domherrenhof, in welchem damals der jeweilige Cantor wohnte, von einer Capelle darin auch S. Vincenzehof genannt, lag mitten am Spitalsprung.

Noch aber hat zu eben dieser Zeit ein anderer Dichter in Basel gelebt, von dem wir gleichfalls manch ansprechenden Reim, wenn auch weder so vieles noch so schönes als von Konrad besitzen, nämlich Meister Boppe; sein Haus stand in der Leonhardsgemeinde. Er ward auch der starke Boppe genannt: denn obßchon nur von mittlerer Größe, hatte er doch eine so außergewöhnliche Leibeskraft, daß er allein es mit zehnen und mit zwanzigen, ja wohl mit noch mehrnen aufnahm. Dem entsprach aber auch seine Esßlust, und er vermochte nicht einen Tag hindurch, nicht einmal am Karfreitag, wo es doch die katholische Kirche am strengsten nimmt, zu fasten. Der Name Boppe ist nur eine bequeme und liebkosende Veränderung von Jacob: so steht dieser starke Boppe allem, was sonst in Basel Boppi oder Beppi heißt, voran als der am frühesten berühmt gewordene der langen Reihe.

Kehren wir jedoch zu Konrad von Würzburg zurück! Ich habe euch freilich nur noch von seinem Tode zu berichten. Er starb nach einem wahrscheinlich nicht gar langen Leben am letzten August des Jahres 1287, und wohl an einer ansteckenden Krankheit oder einer Seuche, die umgieng: denn mit ihm an dem gleichen Tage sind auch sein Weib Bertha und seine Töchter Gerina und Agnes gestorben. Sie erhielten alle vier ein gemeinsames Begräbniß in der Marien-Magdalenen-Capelle des Münsters, da, wo jetzt die Stege von dem Kreuzgang aus in den Betraal führt. Die Mitbürger und die Genossen seiner Kunst empfanden den Verlust mit Schmerz: die namhaftesten der letztern, Boppe, der ja zugleich sein Mitbürger war, voran, beklagten seinen Tod und rühmten, was er als Lebender gewesen, und hie und da, auch außerhalb Basels, wurden Jahr und Tag seines Sterbens und der Ort, wo er bestattet sei, als chronikwürdige Dinge aufgezeichnet.

Liebe Knaben, wenn ihr an jener Ecke des Kreuzganges vorübergeht, dürft ihr wohl die Kappe lüpfen: es schlummert da der Staub eines großen Mannes. Und thut das Eurige

dazu, daß in Zukunft die Stätte besser geehrt werde, als bisher geschehn, daß etwa dann, wenn nach der so schön vollendeten Wiederherstellung des Innern unserer Münsterkirche endlich auch das Äußere und der Kreuzgang ihre Säuberung finden, dann dieser denkwürdige Ort auch sein Denkmal empfange. In Würzburg hat Walther von der Vogelweide, in Mainz Heinrich Frauenlob jeder seine frisch gesetzte Gedächtnisstafel, und Walther von der Vogelweide geht doch die Würzburger nur in so weit etwas an, daß er vielleicht dort geboren und nach lebenslanger Wanderschaft ebendort gestorben ist und begraben worden, und auf Frauenlob den Meistersänger darf Mainz nicht entfernt so stolz sein als Basel auf seinen Gesangemeister Konrad.

Und hiemit, meine jungen Leser, wollen wir für dieß Jahr schließen; zum Schluße nur noch ein kurzes Wort.

Es giebt jetzt keine Ritter und keine Turniere mehr, und auch Adel und Orden haben wir in Basel nicht. Aber an der Wehrhaftigkeit des Volks in Basel soll es darum nicht fehlen: deshalb, ihr Knaben, wenn ihr auch keine Turnierer werden könnt, fröhliche und rüstige Turner kommt und sollt ihr dennoch sein und, falls es einmal dazu kommt, auch frische Cadetten. Dann, sobald einst in gereisteren Jahren das Vaterland euch ruft, vermögt ihr, wenn auch nicht als Ritter hoch zu Ross, doch Gewehr im Arm um so wacker einzustehen.

Und Minnesänger giebt es auch nicht mehr, wohl aber sonst manchen Dichter, der aller Ehren werth ist, und ihr selbst, wenn ihr in der Schule aus frischer froher Kehle singen lernt, wenn ihr in der Kirche, wenn ihr auf Turnfahrten, wenn ihr sonst mit guten Kameraden gute Lieder singt, möget uns wohl all den Gesang, der einst an Fürstenhöfen in die Harfe scholl, vergessen lassen. Nur Meister Konrad soll uns unvergessen sein.



Inhaltsanzeige
der Neujahrsblätter für Basels Jugend.

Nro.	I.	Jahrgang 1824. Isaak Iselin. 1728—1782.
"	II.	" 1822. Auszug der Rauracher.
"	III.	" 1823. Basel wird eidgenössisch. 1501.
"	IV.	" 1824. Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
"	V.	" 1825. Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
"	VI.	" 1826. Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
"	VII.	" 1827. Grasmus in Basel. 1516—1536.
"	VIII.	" 1828. Scheikh Ibrahim. 1784—1817.
"	IX.	" 1829. Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
"	X.	" 1830. Bürgermeister J. N. Wettstein. 1646 und 1647.
"	XI.	" 1831. Das Jahr 1830.
"	XII.	" 1832. Die Schlacht bei Dornach. 1499.
"	XIII.	" 1835. Landvogt Peter von Hagenbach. 1469—1473.
"	XIV.	" 1836. Das Leben Thomas Platters. 1469—1582.
"	XV.	" 1837. Das große Sterben 1348 und 1349.
"	XVI.	" 1838. Das Karthäuser-Kloster zu Basel. 1416—1526.
"	XVII.	" 1839. Der Rappenkrieg. 1594.
"	XVIII.	" 1840. Die ersten Buchdrucker zu Basel.
"	XIX.	" 1841. Die Zeiten des großen Erdbebens.
"	XX.	" 1842. Hans Holbein der Jüngere von Basel.
"	XXI.	" 1843. Das Siechenhaus zu St. Jakob.
"	XXII.	" 1844. Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

Neue Folge.

"	XXIII.	" 1845. Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
"	XXIV.	" 1846. Die Alamannen und ihre Bekhrung zum Christenthum.
"	XXV.	" 1847. Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
"	XXVI.	" 1848. Das Königreich Burgund. 888—1032.
"	XXVII.	" 1849. Bürgermeister J. N. Wettstein an d. westphälischen Friedensversammlung.
"	XXVIII.	" 1850. Das Münster zu Basel.
"	XXIX.	" 1851. Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
"	XXX.	" 1852. Das alte Basel bis zum Erdbeben 1356.
"	XXXI.	" 1853. Die Bischöfe Adalbero und Ortibie von Froburg.
"	XXXII.	" 1854. Bischof Heinrich von Thun.
"	XXXIII.	" 1855. Der Bettelorden in Basel.
"	XXXIV.	" 1856. Die Bünfte und der rheinische Städte-Bund.
"	XXXV.	" 1857. Rudolf von Habsburg und die Basler.

In C. Detloff's, (ehemals Bahnmair's) Buchhandlung, Freiestraße Nro. 1178, sind diese Neujahrsblätter, ausgenommen Nro. 21, 23, 29 und 30, welche vergriessen sind, um den bekannten Preis zu erhalten.
— Die Nummern 3, 4 und 16 sind einzeln nicht mehr zu haben.

